Schriften zur psycho-sozialen Gesundheit

Silke Birgitta Gahleitner
Rudolf Schmitt
Katharina Gerlich (Hrsg.)

Qualitative und quantitative Forschungsmethoden für EinsteigerInnen aus den Arbeitsfeldern Beratung, Psychotherapie und Supervision

ZKS VERLAG

Impressum

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek
Silke Birgitta Gahleitner, Rudolf Schmitt & Katharina Gerlich (Hrsg.):
Qualitative und quantitative Forschungsmethoden für EinsteigerInnen aus den Arbeitsfeldern Beratung, Psychotherapie und Supervision

Diese Arbeit erscheint im Rahmen der Reihe
"Schriften zur psycho-sozialen Gesundheit"

Coburg: ZKS-Verlag
Alle Rechte vorbehalten

© 2014 ZKS-Verlag

Cover-Design: Leon Reicherts
Redaktion, Lektorat, Layout: Ilona Oestreich

ISBN 978-3-934247-69-7

Der ZKS-Verlag ist eine Einrichtung der Zentralstelle für Klinische Sozialarbeit (ZKS)
UG (haftungsbeschränkt), HRB Nummer 5154
Geschäftsführer: Prof. Dr. Helmut Pauls und Dr. Gernot Hahn.

Anschrift:
Zentralstelle für Klinische Sozialarbeit
Mönchswiesenweg 12 A
96479 Weitramsdorf-Weidach

Kontakt:
info@zks-verlag.de
www.zks-verlag.de
Tel./Fax (09561) 33197

Gesellschafter der ZKS:
- IPSG-Institut für Psycho-Soziale Gesundheit (gGmbH) – Wissenschaftliche Einrichtung nach dem Bayerischen Hochschulgesetz an der Hochschule Coburg, Staatlich anerkannter freier Träger der Jugendhilfe, Mitglied im PARITÄTISCHEN Wohlfahrtsverband. Amtsgericht Coburg. HRB 2927.
  Geschäftsführer: Dipl.-Soz.päd.(FH) Stephanus Gabbert
- Dr. Gernot Hahn
- Prof. Dr. Helmut Pauls

Inhaltsübersicht

Vorwort 7

Forschungsprojekte beginnen

1 *Rudolf Schmitt, Silke Birgitta Gahleitner & Katharina Gerlich*
Wissen schaffen und abschaffen: eine Einführung 11

2 *Brigitte Schigl*
Entwicklung der Fragestellung für empirische wissenschaftliche Arbeiten 19

Erhebungsmethoden

3 *Sabrina Naber*
Quantitative Erhebungen 29

4 *Michael Appel*
Narratives Interview 36

5 *Silke Birgitta Gahleitner & Heidemarie Hinterwallner*
Halbstrukturierte Erhebungsmethoden am Beispiel problemzentrierter Interviews 43

Auswertungsmethoden

6 *Sabrina Naber*
Auswertung statistischer Daten 53

7 *Katharina Gerlich*
Von den Daten zu einer Theorie: die Grounded-Theory-Methode 63

8 *Michael Appel*
Analyse narrativer Interviews 71

9 *Silke Birgitta Gahleitner & Heidemarie Hinterwallner*
Die Qualitative Inhaltsanalyse als flexible Auswertungsmethode 78

10 *Rudolf Schmitt*
Metaphernanalyse am Beispiel der Alkoholabhängigkeit 87

Übergreifende Bezüge

11 *Susanne Gerull*
Programmevaluation 97

12 *Silke Birgitta Gahleitner & Ingrid Miethe*
Ethik in der sozialwissenschaftlichen Forschung 107

Autorinnen und Autoren 117

Vorwort

Dieses Büchlein soll Studierende der Beratung, Therapie und Supervision für die empirische Forschung begeistern, indem es die ersten Schritte in die stets aufregende, aber auch anstrengende Empirie begleitet. Beratung und Therapie sind wissenschaftlich fundierte Interventionen, welche sich klar von Esoterik, abstraktem Philosophieren, Glauben und Meinen abgrenzen. Aber das Verhältnis von Beratung und Therapie auf der einen Seite und empirischer Forschung auf der anderen Seite ist dennoch voller Spannung.

Schon Freud sprach von einem „Junktim von Forschen und Heilen", also einer untrennbaren Verbindung, und hat jede analytische Stunde als Erforschung eines unbekannten Kontinents bezeichnet. Auch wenn Freud sich selbst als Naturwissenschaftler gesehen hat, so zeigt sich im Rückblick, dass er stärker eine – allerdings spezifische – Wissenschaft des Verstehens, also eine Hermeneutik, angeregt hat.

In ähnlicher Weise hat einige Jahrzehnte später Rogers damit begonnen, Beratungsgespräche auf Schellack-Platten aufzunehmen und das tatsächliche Beratungsgeschehen auszuwerten versucht. Rogers hat sich auch an naturwissenschaftlichen Verfahren orientiert, indem er statistische Erhebungen integrierte. Den anderen Teil seines Forschens würden wir heute als verstehende, also qualitative Forschung betrachten.

Die Verhaltenstherapie und ihre Vorläufer im Behaviorismus haben sich am striktesten auf naturwissenschaftlich abgeleitete Experimente bezogen, aber auch sie bestehen bis heute auf einer gründlichen Dokumentation jeder Sitzungsstunde, beziehen auch KlientInnen in das forschende und selbsterforschende Geschehen durch Tagebücher und Protokolle ein.

Und nicht zuletzt gibt es integrative Formen der Therapie und Beratung, die sich besonders stark multimodalen Formen des Forschens und Verstehens zuwenden (müssen), um sich ein möglichst umfassendes Bild vom Geschehen machen zu können und zu versuchen, Faktoren gelingender Therapie jenseits der einzelnen Schulen zu identifizieren. Supervision wird ebenso von manchen AutorInnen als eigenständiger Forschungsprozess gesehen.

Nichtsdestotrotz ist immer wieder zu hören, dass in dieser Verbindung von Beratung, Supervision, Therapie und Forschung auch etwas verloren gehen kann: Trotz typischer Symptome und Verläufe, die wissenschaftlich rekonstruierbar sind, ist die Einzigartigkeit der KlientInnen und PatientInnen, der Dynamiken in einer Gesprächssituation und die Persönlichkeit der TherapeutInnen und BeraterInnen ein Phänomen, das die bruchlose Übernahme wissenschaftlich gesicherter Ergebnisse nicht immer erlaubt. Therapie und Beratung haben Elemente einer individuellen Kunstfertigkeit, die kaum wissenschaftlich zu fassen ist; zwischen Beruf (Profession) und Wissenschaft (Disziplin) existiert eine Differenz. Dennoch bleibt die Forderung, sich zumindest zu bemühen, diese einzigartigen Effekte systematisch zu beobachten, aufzuzeichnen und zu analysieren, damit sie wiederum die Praxis beleben.

Es gibt auch Stimmen, die fordern, dass die Systeme des Helfens und die der Wissenschaft als getrennt zu betrachten sind und dass sie sich bestenfalls gegenseitig „kreativ verstören“ könnten. Diese skeptische Position betont zugleich, dass diese gegenseitige Störung von Praxis und Forschung notwendig und hilfreich ist. Die Produktivität dieser Störung muss man jedoch selbst erleben, um sie zu erfahren und nutzen zu lernen. Damit ein solcher Prozess in Gang kommt, braucht es Wissen und eigene Forschungserfahrungen zukünftiger BeraterInnen und TherapeutInnen.

Unser kleines Büchlein will den Einstieg in wissenschaftliches Denken und Forschen erleichtern. Es soll Ihnen eine Hilfe sein, eine neue Sicht zu entwickeln, mit der Sie Ihre PatientInnen und KlientInnen unterstützen. Diese Sicht heißt empirische Wissenschaft. Wir sind sicher, dass eine Mischung aus persönlichem Engagement, forschender Haltung und kritischer Analyse ein Handeln ermöglicht, das Ihrem zukünftigen Tun am wirksamsten zugute kommt.

Krems und Berlin, 20. Februar 2014

Silke Birgitta Gahleitner, Rudolf Schmitt und Katharina Gerlich

Forschungsprojekte beginnen

Rudolf Schmitt, Silke Birgitta Gahleitner & Katharina Gerlich

1 Wissen schaffen und abschaffen: eine Einführung

In welchen Bereichen des Lebens ist man sich des eigenen Wissens am sichersten? Vermutlich ist es der „gesunde Menschenverstand“, der es ganz sicher zu wissen glaubt. „Wissenschaft“ hat ein anderes, und das heißt ein nicht so sicheres Verhältnis zum Wissen. Aber was ist Wissenschaft? Und was wissen wir ohne Wissenschaft?

1.1 Wir wissen nicht nichts: das Alltagswissen

In unserem Alltag gehen wir davon aus, dass die Welt innerhalb unseres Kopfes und die Welt außerhalb unseres Kopfes im Wesentlichen gleich sind, wir sagen zur Türe „Türe“, unterscheiden in Sekundenbruchteilen Frauen von Männern und bedrohliche Situationen von unbedrohlichen. Wir sind „von vorneherein eingebettet in einen Horizont der Vertrautheit und des Bekanntseins, der ... als fraglos verfügbarer Wissensvorrat hingenommen wird“ (Schütz, 2004, S. 161). Diese Schemata unserer Unterscheidungen haben wir früh als Kind geübt. Sie bedeuten einen gewaltigen Geschwindigkeitsvorteil, ohne den wir vor lauter Nachdenken in einfachsten Situationen nicht zu einem Ende kämen, und geben Sicherheit im Umgang mit Menschen und Dingen. Es gibt Momente, in denen wir diese Sicherheit verlieren, z. B. in einem Augenblick, in dem wir die Tonbandmitschrift eines Gesprächs lesen und uns wundern: Das sollen wir – und in dieser Weise – gesagt haben? Unsere sicheren Erinnerungen und Annahmen von der Welt und ihre genaue Dokumentation passen nicht mehr zusammen.

1.2 Wissenschaftliches Wissen

Mit dem Beispiel vom Transkript, also der Tonbandmitschrift, sind zwei Elemente von empirischer Wissenschaft schon benannt: zunächst eine systematische und lückenlose Dokumentation eines Geschehens, also eine Erhebung von Daten und eine anschließende Auswertung, allerdings ohne Zeit-

druck. In einem Gespräch im Alltag zu sein, heißt in der Regel, keine endlosen Pausen zuzulassen – und selbst durchgehaltene Pausen erlauben nicht die Gründlichkeit der Reflexion, die an einem durch Transkription „haltbar gemachtem“ Gespräch möglich ist. Wissenschaft ist reflektierende Distanz unter der Bedingung, dass wir von Handlungszwängen entlastet sind. Aber diese Formulierung von der „Distanz“ als räumlicher Metapher für Wissenschaft hilft nur begrenzt weiter. Zwar sehen wir nur aus der Entfernung den Wald als Wald, den man in demselben vor lauter Bäumen nicht sah. Aber das Bild der räumlichen Distanz sagt uns nicht, wie wir Wissen schaffen können. Wir brauchen noch andere Bilder für Wissenschaft.

Wissenschaft als System von Gesetzen: Kritischer Rationalismus und quantitative Forschung

Ein anderes Bild von Wissenschaft ist zu finden in der Formulierung von „wissenschaftlichen Gesetzen“. Gesetze sind Sammlungen von zwingenden Aussagen, sei es im juristischen Bereich, seien es mathematische oder naturwissenschaftliche Gesetze. Unser Alltagsdenken über Wissenschaft ist von dieser Denkfigur weit bestimmt, und sie ist auch das Leitbild des sog. „Kritischen Rationalismus“, dessen wichtigster Autor Popper ist (Kromrey, 2009, S. 27-51). Er grenzt sich von älteren Richtungen dadurch ab, dass er unser gegenwärtiges wissenschaftliches Wissen als vorläufiges System von (Gesetzes-)Aussagen betrachtet, das immer wieder durch Messungen und Experimente widerlegt (und damit ergänzt) werden kann. Für die Sozialwissenschaften wird zudem angenommen, dass eher statistische Wahrscheinlichkeiten zu finden sind als zwingende Gesetze. In der Forschung versucht man dafür, Hypothesen aus dem bereits bestehenden wissenschaftlichen Wissen abzuleiten (Deduktion) und zu überprüfen. Hypothesen gelten im Kontext dieser Theorie als wissenschaftlich, wenn sie so formuliert sind, dass sie sich auf messbare oder zählbare Realität beziehen und sich widerlegen lassen. Ein Satz, dass das Unbewusste die Ursache eines Symptoms sei, ist in diesem Sinn nicht wissenschaftlich, weil er sich nicht auf eine systematische Weise erfahrungswissenschaftlich beweisen lässt, auch kann dieser Satz nicht empirisch widerlegt werden. Die Forschungsrichtung des Kritischen Rationalismus stellt also besondere Ansprüche an die Konkretisierung wissenschaftlicher Sätze und Hypothesen und findet sich in der quantitativen Forschung (vgl. Kap. 3 und 6 in diesem Band).

Wissen als Verstehen und Entdecken: Hermeneutik und qualitative Forschung

Aus diesem Begriff von Wissenschaft fallen einige der uns interessierenden Themen heraus: Wenn wir das Denken, Handeln und Fühlen von Menschen mit bestimmten Widerfahrnissen überhaupt noch gar nicht kennen (Psychologie), wenn uns eine Kultur fremd ist (Ethnologie), wenn wir in unserer eigenen Gesellschaft einige Milieus nicht kennen (Soziologie), dann können wir an diese ungewisse Wirklichkeit nicht mit messbar formulierten Hypothesen herangehen. Hier braucht es eine „entdeckende“ und „verstehende“ Forschung – das sind andere Bilder des Forschens mit anderen Implikationen. Da wir nicht genau wissen, was wir nicht wissen, müssen die Instrumente unseres vorantastenden Erforschens aufnehmend sein und manchmal während des Forschens auch verfeinert oder gewechselt werden. Statt der möglichst quantifizierbaren Formulierung von Hypothesen, die widerlegt (falsifiziert) werden, benötigen wir dann möglichst offene Fragen, die frei von unseren Vermutungen und unserem Halbwissen sind. Die dabei verwendeten Methoden müssen uns als Forschende darauf orientieren, uns mit den erhobenen Daten und Gesprächen so vertraut zu machen, dass wir unsere Kategorien, Interpretationen und Hypothesen in der Auseinandersetzung an den Dokumenten erst entwickeln (Induktion).

Schütz hat noch eine wesentliche Einsicht hinzugefügt: Da das Alltagswissen bereits aus Konstruktionen und Schemata besteht, ist es die Aufgabe sozialwissenschaftlicher Forschung, daraus Konstruktionen zweiten Grades zu bilden: Sie sollen nicht einfach eine Wiedergabe des Alltagswissens sein, sondern auf einer Meta-Ebene die Muster des Alltagswissens entdecken und beschreiben (Schütz, 2004, S. 159). Hier können keine Hypothesen widerlegt oder bewiesen werden, denn diese müssen erst in einem Prozess genauer Beschreibung und Auswertung vorhandener Transkripte und Dokumente entwickelt werden (vgl. dazu Kap. 4, 5, 7-10 in diesem Band).

Während sich für die unter „Wissenschaft als System von Gesetzen“ (s. o.) genannten Richtungen, die sich meistens statistischer Verfahren bedienen, der Terminus „quantitative Forschung“ oder neuerdings „standardisierte Verfahren“ durchgesetzt hat, sind es hier die Synonyme „qualitative Forschung“, „rekonstruktive Forschung“ oder neuerdings „nicht-standardisierte“ Forschung.

1.3 Empirische Sozialwissenschaft und der Zusammenhang der Wissensformen

Diese idealtypische Entgegensetzung von hypothesen-testender quantitativer Forschung und hypothesen-generierender qualitativer Forschung bildet zwei Pole, denen sich jeweils viele Forschende zuordnen. In jüngerer Zeit wird jedoch deutlicher, dass zwischen beiden Richtungen ein Ergänzungsverhältnis besteht. So ist quantitative Forschung oft im Vorfeld auf Explorationen und Sinnverstehen angewiesen, um überhaupt sinnvolle Hypothesen zu bilden. Umgekehrt bilden sich z. B. gesamtgesellschaftliche Dynamiken oft eher in der Statistik ab. Beispielsweise ist die Lebenserwartung in den letzten 50 Jahren in den entwickelten Ländern statistisch gestiegen, was in Interviews zum subjektiven Bedrohungserleben durch Umweltverschmutzung etc. kaum deutlich wird. Neuere Überlegungen empirischer Sozialforschung versuchen daher, beide Methodenstränge miteinander zu verbinden (mixed methods, vgl. auch Kap. 3, 5, 6 und 9 in diesem Band). Der Gegensatz unterschiedlicher Wissensformen wird auch von der Gesellschaft amerikanischer Psychologie (APA, 2005, S. 7f.) aufgehoben in einer aufsteigenden Reihenfolge klinisch relevanten Wissens von der klinischen Beobachtung über qualitative Forschung bis hin zu kontrollierten großen quantitativen Studien. Ein Entweder-Oder zwischen verschiedenen forschungsmethodischen Grundrichtungen schränkt die Zugänge zur Wirklichkeit ein. – Im deutschsprachigen Bereich findet man noch die Unterscheidung von „Grundlagenforschung“ vs. „angewandte Forschung“. Sie suggeriert eine Trennung, als ob es eine Laborforschung als „Grundlage“ der Wissensproduktion gäbe und eine praktisch orientierte Forschung zur Anwendung solchen Wissens. Bei vielen Themen zeigt sich jedoch, dass die sog. „angewandte“ Forschung sich ihre „Grundlagen“ selbst schaffen muss und nicht auf Laborforschung aus der Psychologie oder der Soziologie zurückgreifen kann.

1.4 Muster sozialwissenschaftlicher Untersuchungen: Forschungsdesigns

Da empirisches sozialwissenschaftliches Forschen so breit gefächert ist, kann es keine einheitliche Vorgehensweise geben. In der Regel werden für quantitative Studien die folgenden Vorgehensweisen unterschieden (Flick, 2009, S. 78-82; vgl. Kap. 2, 3 und 6 in diesem Band):

- Kontrollgruppendesigns (Vergleich von mehreren Gruppen mit einer Vorher-Nachher-Messung),
- Querschnitts- und Längsschnittstudien (entweder werden zum gleichen Zeitpunkt verschiedene Gruppen befragt, oder der Verlauf einer oder mehrerer Gruppen wird über Jahre verfolgt).

In qualitativer Forschung unterscheidet Flick (2009, S. 82-86)

- Fallstudien (in ihrer gesamten Komplexität),
- Vergleichsstudien (von Fällen im Hinblick auf ein Merkmal oder Thema),
- retrospektive Studien (rückblickend auf ein vergangenes Erleben, z. B. in der Biografieforschung),
- Momentaufnahmen und Prozessanalysen (z. B. des Wissens in ExpertInneninterviews oder von Betroffenen einer Veränderung),
- qualitative Längsschnittstudien.

Welches Design gewählt, wird, hängt von der Forschungsfragestellung und den Erkenntnisinteressen ab.

1.5 Methoden der Datenauswahl, der Erhebung und der Auswertung

Idealerweise müsste man alle Menschen oder Dokumente, die für die Forschungsfrage relevant sind, befragen bzw. erheben (Vollerhebung). Wenn man sich für die Bewohner einer therapeutischen WG interessiert, ist das noch möglich – aber wie will man alle Menschen, die eine bestimmte Behandlungsmethode erfahren haben, interviewen? Sofern man quantitative Erhebungsformen wie z. B. Fragebögen nutzt, kann man versuchen, eine „repräsentative“ Auswahl zu schaffen, d. h. eine Auswahl, die alle Merkmale enthält, die für eine Forschungsfrage relevant sind (meistens: Alter, Geschlecht, Einkommen, Bildungshintergrund), in der Stichprobe in der gleichen Verteilung wie in der infrage kommenden Grundgesamtheit. Bei den sehr viel aufwendigeren Methoden qualitativer Forschung wie biografisches Interview oder Beobachtung ist auch dieses wegen des Arbeitsaufwands nicht möglich. Hier muss sich die Auswahl (das „Sampling“) auf eine durch die Forschungsfrage begründete knappe Auswahl derjenigen Personen oder Dokumente beschränken, die für die Studie den größten Wert versprechen („theoretical sampling“) (Flick, 2009, S. 86-89).

1.6 Wofür können wir Aussagen machen? Gütekriterien und Verallgemeinerung

Wann ist Forschung eine gute Forschung? In quantitativer Forschung haben sich hier drei zentrale Gütekriterien herausgebildet (Flick, 2009, S. 262-270):

- Reliabilität (die Präzision des Messinstruments, z. B. des Fragebogens),
- Validität (die Gültigkeit der Ergebnisse: Misst das Instrument, was es zu messen vorgibt?),
- Objektivität (Unabhängigkeit der Ergebnisse von der erhebenden und auswertenden Person).

Qualitative Forschung, die auf das Sinnverstehen, die Sensibilität und die Belesenheit der Forschenden in besonderer Weise angewiesen ist, kann mit diesen auf quantitative Erhebungs- und Auswertungsinstrumente orientierten Gütekriterien kaum zutreffend beurteilt werden. Steinke (2012, S. 319-331) schlägt die folgenden Gütekriterien für qualitative Forschung vor:

- intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Studie durch Dokumentation des Forschungsprozesses, seiner Stufen und Entscheidungen,
- Sicherheit der Deskriptionen und/oder Interpretationen bzw. Schlussfolgerungen durch gemeinsame diskursive Prozesse in Forschergruppen und die Anwendung erprobter Methoden,
- Reflexion bzw. Testen der Grenzen und Reichweite sowie Tiefe der Ergebnisse einer Studie,
- empirische Verankerung der Theoriebildung in den erhobenen Dokumenten,
- Kohärenz (innerer Zusammenhang) der entwickelten Theorien bzw. Interpretationen,
- Formulierung von Relevanzen für Forschung und Praxis,
- Indikation des Forschungsprozesses, d. h. die Nutzung gegenstandsangemessener Methoden.

Die Verallgemeinerung der Ergebnisse quantitativer Forschung ist so gut möglich, wie sie ihre Grundgesamtheit repräsentativ abdeckt. Dann kann sie Aussagen treffen, wie häufig z. B. ein Merkmal in einer bestimmten Grundgesamtheit vorkommt. Qualitative Forschung ergibt Existenzaussagen von Zusammenhängen und Mustern in den beforschten Kontexten, ohne über ihre Häufigkeit etwas sagen zu können (Flick, 2009, S. 274-278).

1.7 Typische Schwierigkeiten für AnfängerInnen

Die alltägliche Vorstellung vom Wissen als einer Substanz, die durch Forschung vermehrt wird („neues Wissen schaffen"), führt Studierende des Öfteren an einen Punkt der Verzweiflung, an dem sich kein neues Wissen zeigt, sondern ihr bisheriges Wissen infrage gestellt wird und ihre Annahmen sich als unangemessen zeigen. Nehmen Sie Enttäuschungen ernst! Es könnte zu einer Verbesserung der Erhebung oder der Methoden zwingen, es könnte auch neues Wissen in der Enttäuschung verborgen sein. Die Aufgabe der Wissen‚schaft' besteht auch aus dem Gegenteil der Vorstellung von einer Wissens-Vermehrung, nämlich der Wissens-Abschaffung, jedenfalls alles nicht mehr passenden, unangemessen formulierten oder schlicht einfach falschen Wissens. Piaget (1945/1969) hat die Entwicklung des kindlichen Lernens zwischen den Polen der meistens frustrierenden Akkomodation (Anpassung, Umbau) bisheriger Schemata, die nicht mehr angemessen sind, und der eher lustvollen Assimilation (Anfügung) des Wissens an neue Schemata beschrieben – dieses emotionale Wechselspiel trifft oft auf Wissenschaft zu, auch hier können alte Annahmen einen Durchbruch lange hinauszögern und kleine Fortschritte von großem Wert sein.

- Die Themenfindung und die anschließende Klärung einer Forschungsfragestellung sind ein aufwendiger Prozess, denn in aller Regel werden die Themen für eine Forschungsarbeit zu groß gewählt (vgl. Kap. 2 in diesem Band).
- Forschung ist ein Prozess mit vielen Entscheidungen auch nach der Klärung der Forschungsfrage. So sind die Erhebungsmethoden auszuwählen, die Art der Auswahl von InterviewpartnerInnen oder Dokumenten zu klären, und es ist zu entscheiden, welche Auswertungsmethode sinnvoll ist. Daher braucht es eine Projektskizze bzw. ein Exposé als Ablaufplan.
- Die Suche nach dem derzeit aktuellen Forschungsstand stellt viele Studierende vor Probleme, wenn sie mit relevanten Datenbanken nicht vertraut sind, ihre Suchworte nicht im wissenschaftlichen Sprachgebrauch vorkommen und vor allem in angewandter Forschung das Wissen über verschiedene Disziplinen und in mehreren theoretischen Rahmungen verstreut ist.

Wissenschaft wird oft auch mit Vorstellungen von Macht über die Verhältnisse, von Kontrolle und Vorhersage verbunden (Jäkel, 2003, S. 237ff.). Die Gegenposition formuliert der wissbegierige und auf den verschiedensten Gebieten forschende Johann Wolfgang von Goethe (1986/1808, Vers 1064ff.),

wenn er Faust ausrufen lässt: „Oh glücklich, wer noch hoffen kann, aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen“. Wir wissen nicht, was am Ende einer empirischen Forschung steht – die Hoffnung auf Kontrolle und Vorhersagbarkeit eines Geschehens, das wir besser zu verstehen glauben, oder die Demut wegen der Einsicht in die Grenzen des Wissbaren. Wenn wir es vorher wüssten, wäre das, was wir tun, schließlich keine Wissenschaft.

Literatur

American Psychological Association (APA) (2005). *Report of the 2005 presidential task force on evidence-based practice.* Washington, DC: APA. Online verfügbar: http://www.apa.org/practice/resources/evidence/evidence-based-report.pdf [21.01.2014].

Flick, Uwe (2009). *Sozialforschung. Methoden und Anwendungen. Ein Überblick für die BA-Studiengänge.* Hamburg: Rowohlt.

Goethe, Johann Wolfgang von (1986). *Faust. Der Tragödie erster Teil.* Stuttgart: Reclam (Original erschienen 1808).

Jäkel, Olaf (2003). *Wie Metaphern Wissen schaffen. Die kognitive Metaphorntheorie und ihre Anwendung in Modell-Analysen der Diskursbereiche Geistestätigkeit, Wirtschaft, Wissenschaft und Religion* (Reihe: Schriftenreihe Philologia, Bd. 59). Hamburg: Kovač.

Kromrey, Helmut (2009). *Empirische Sozialforschung. Modelle und Methoden der standardisierten Datenerhebung und Datenauswertung* (Reihe: UTB – Soziologie, Bd. 1040; 12., überarb. und erg. Aufl.). Stuttgart: Lucius & Lucius.

Piaget, Jean (1969). *Nachahmung, Spiel und Traum. Die Entwicklung der Symbolfunktion beim Kinde* (Reihe: Erziehungswissenschaftliche Bücher). Stuttgart: Klett (französisches Original erschienen 1945).

Schütz, Alfred (2004). Common-Sense und wissenschaftliche Interpretation menschlichen Handelns. In Jörg Strübing & Bernt Schnettler (Hrsg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte* (Reihe: UTB – Sozialwissenschaften, Bd. 2513; S. 155-200). Konstanz: UVK.

Steinke, Ines (2012). Gütekriterien qualitativer Forschung. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff & Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (9. Aufl.; S. 319-331). Reinbek: Rowohlt (letzte überarb. Aufl. erschienen 2008).